

Beastie B



Michael Diamond / Adam Horovitz

BoysBook

Wilhelm Heyne Verlag, München

Inhalt

- 1
Wild Card (Eine Einführung)
Adam Horovitz (AH)
- 12
Beastie Revolution
Luc Sante
- 26
PIXPIXPIX (AH)
- 29
Der andere Typ bei dem
Bad-Brains-Konzert
Michael Diamond (MD)
- 39
Damals, zu meiner Zeit ... (AH)
- 47
Black Flag in der Peppermint Lounge
(MD)
- 50
Boys (and a Girl) Entering Anarchistic
States Toward Inner Excellence (MD)
- 58
Ein Gummiband spielte eine wichtige
Rolle (MD)
- 67
Mouth of the Rat (AH)
- 75
Samsons Pizza(AH)
- 80
A7 (MD)
- 82
Hip-Hop Goes Downtwon (MD)
- 86
White-Boy Bouillabaisse
(Eine archäologische Studie)
Blake und Jonathan Lethem
- 98
»Cooky Puss« – Das Making-of (AH)
- 106
Please Eat Me: Die Oral History
von Cookie Puss
Colson Whitehead
- 114
British Airways (AH)
- 117
Der MG (AH)
- 120
DJ Double R und seine weltberühmte
Seifenblasenmaschine (MD)
- 124
Die Kids
DJ Anita Sarko
- 132
Getränkemarken, Buffalo Gals und die
Danceteria (AH)
- 134
Danceteria-Playlist (AH)
- 137
Die Butthole Surfers haben mir das
Leben gerettet (AH)
- 138
Rush (nicht die Band) (MD)
- 144
Am Mikro im Fever (AH)

- 148
Run und die anderen (MD)
- 151
Werde zu dem, was du hasst (AH)
- 156
Puppentheater und
Beastie Boys (MD)
- 159
Der Soundtrack zum Kurzfilm
She's On It (MD)
- 164
Sweet 16 (AH)
- 167
Ein asphaltiertes Zimmer (AH/MD)
- 174
Ein bisschen wie eine
Jungfrau (AH)
- 180
Weitere Infos und Anmerkungen
zur Madonna-Tour (AH)
- 186
Das musst du loopen (AH)
- 189
London '86 (AH)
- 194
Der Song, der alles verändert
hat (MD)
- 198
Mc Shy D and a Dozen Eggs
(AH) mit Judit Tondora
- 211
Walk This Way (AH)
- 213
Das vielleicht kürzeste Headliner-
Konzert der Geschichte (MD)
- 217
Here's a Little Story (I Got to Tell ...)
(AH)
- 225
Wir liebten und wir hassten es (MD)
- 239
Der Schwanz in der Kiste (AH)
- 240
Laborbericht
Ada Calhoun
- 244
Tadlock (AH)
- 246
Paul Williams
(Der Singer-Songwriter) (AH)
- 249
Der Captain (AH/MD)
- 255
Die Liverpool-Krawalle (AH)
- 259
Reinen Tisch machen (MD)
- 263
Das große Zerwürfnis (AH)
- 267
'88 (AH)

Inhalt

- 272
Teurer Scheiß (MD)
- 281
Waschbrettbauch-Randy (MD)
- 287
Mit der Geburtstagsparty für Dolly
Parton fing alles an (AH)
- 294
Paul's Boutique, rein geschäftlich
gesehen (AH)
- 301
Nicht die leiseste Ahnung (AH)
- 302
Soul Train (AH)
- 305
G-Son (MD)
- 315
Hippie Steve (AH)
- 316
L.A. X-Large (MD)
- 318
Yo, Paul, This Is Allen (AH)
- 322
Toyota Corolla Mixtape (AH)
- 326
Der unberechenbare Biz Markie (AH)
- 328
Unser neuer A&R-Mann (AH)
- 332
Check Your Head (AH)
- 338
Küsst den Affen auf die Nase (AH)
- 342
Hey, wir sollten es selbst rausbringen
(MD)
- 346
The Girl in the Band
oder
Ihr und euer aufblasbarer Penis könnt
mich mal
Kate Schellenbach
- 351
Ich werde ihn einfach Mitchell nennen
(MD)
- 358
Basketball und Pilze sind (vielleicht)
keine gute Kombi (MD)
- 363
Sabotage (MD/AH)
- 367
Getreu dem Motto: 15 Bilder
Spike Jonze
- 384
In der Kritik: Beastie Boys
Ill Communication
(Abdruck mit freundlicher Genehmigung
Syncopation, April 1994)
Tim Willoughby
- 390
Wer an diesem Tisch bläst Schwänze?
(MD/AH)
- 394
Wie ein Fanzine, aber auf dem
Computer
Ian Rogers
- 402
Der Sommer von Os Mutantes (AH)

- 406
Halloween mit Lee »Scratch« Perry
(MD)
- 411
Milarepa (MD)
- 414
Der Draco-Report
Mix Master Mike
- 416
Hello Nasty ist unser bestes Album (AH)
- 426
Stop Soba Violence
YoshimiO
- 431
Essen o Essen: Ein Kochbuch
Roy Choi
- 450
Annähernd erwachsen (MD)
- 456
Das wäre genau mein Leben (AD)
- 460
5 Borough Breakdown (AH)
- 466
Liebe The Beastie Boys
Sasquatch
- 469
Beastie Boys Musikvideo-Rückschau
Amy Poehler
- 475
Im Mix-Up-Modewahn (AH)
- 488
Athen (eine E-Mail an meine Familie)
(AH)
- 490
Die Musik hat mich da rausgeholt (AH)
- 494
Der Ring (AH)
- 496
Das Equipment (AH/MD)
- 501
Hörnblowér: Kurzbiografie eines
Hirten
Wes Anderson
- 506
Bestival (AH)
- 513
Es schien niemandem aufzufallen (AH)
- 521
Yauch, Filmemacher (AH)
- 523
Der letzte Auftritt (AH)
- 524
Yauchs Mixtape (MD)
- 528
Das sind eine Menge Songs (AH/MD)
- 533
Nein. Nee. Och nö. Aargh!
André Leon Talley
- 549
Outro (MD)
- 553 Anmerkungen zu den Bildern
- 554 Bildnachweise
- 557 Illustrationsnachweise
- 558 Register



U
M

COMING FEB 7
BEASTIE BOYS

PLEASE
USE



Wild Card (Eine Einführung)

Adam Horovitz

Jeder von uns hat verschiedene Sorten von Freunden – oder? Da ist der Typ, der eigentlich irgendwie ein Arschloch ist, mit dem man aber trotzdem von Zeit zu Zeit Spaß haben kann – man besäuft sich, labert irgendwelchen Scheiß und so weiter –, an den man sich aber nie wenden würde, wenn es wirklich mal drauf ankommt und man physische Hilfe oder emotionalen Beistand braucht, weil solche Typen einfach unzuverlässig sind. (Und darüber hinaus auch noch irgendwie Arschlöcher.) Dann gibt es Freunde, die man hin und wieder trifft, und jedes Mal ist es echt nett und man denkt sich, »Mann, mit dem oder der sollte ich mich öfter treffen«, und aus irgendwelchen Gründen kommt es dann doch nie dazu. Und dann gibt es den einen wahren Freund, mit dem man endlos am Telefon labert, der einem hilft, wenn man umzieht, oder der einen im Krankenhaus besucht oder einem immer das Sofa freihält, falls man mal einen Platz zum Übernachten braucht. Solche Freunde sind, wie wir alle wissen, rar. ABER ... es gibt eine Sorte, die noch seltener ist: Freunde, die einen motivieren, aus dem Arsch zu kommen. Die nicht nur selber den Arsch hochkriegen und großartige Sachen veranstalten, sondern sagen: Wir sollten uns *alle* zusammensetzen und *diese Sache* machen. Und sie dann wirklich durchziehen. Adam Yauch war so ein Freund. Die Sorte Freund, wie man sie nur einmal im Leben findet. Ein Freund, der Sachen ins Rollen bringt, der einen inspiriert, nach den Sternen zu greifen.

Jeder von uns hat eine eigene Sicht auf die Dinge. Wir nehmen jedes Ereignis unterschiedlich wahr. In diesem Buch geht es um die Erinnerungen von Michael »Sweet Lou« Diamond und mir an das, was wir erlebt haben. Yauch hatte immer wieder davon gesprochen, dass er unsere Existenz als Band dokumentieren wollte, aber traurigerweise müssen Mike und ich den Job nun alleine erledigen. Ich sage »traurigerweise«, weil ... Nun ja, mittlerweile hat es sich wohl herumgesprochen, dass Adam 2012 gestorben ist. Was das Ganze noch trauriger macht, ist die Tatsache, dass zwar jeder von uns eine ganz individuelle Sicht auf die Dinge hatte, der Blickwinkel von Yauch aber ganz speziell war. Er war der Joker, den das Schicksal aus dem Ärmel zog, um dem Lauf der Dinge eine neue Richtung zu geben ... Jemand, dem ich jederzeit zugetraut hätte, dass er sagt: »Verdammt noch mal, ich werde das Empire State Building hochklettern ... mit Kameras an den Schuhen ... und dich huckepack auf dem Rücken ... Das wird ein Heidenspaß ... Los, komm schon, wir machen das.« Er war einer von diesen seltenen Leuten, die nicht nur davon redeten, was für abgefahrene Sachen sie gerne machen würden, sondern es dann auch wirklich durchzogen – und dabei noch einen draufsetzten. Zum Beispiel ...

In den späten Achtzigern fing Yauch mit dem Snowboarden an. Er traf sich mit Gleichgesinnten und ging mit ihnen Snowboard fahren. Aber nicht so wie normale Leute. Er hatte irgendwo jemanden getroffen, der jemanden in Alaska kannte, und der wiederum flog sie mit einem Hubschrauber auf einen völlig jungfräulichen Berg, und sie sprangen mit ihren Boards an den Füßen aus dem Helikopter und rauschten den Hang runter. Man muss schon ziemlich verrückt sein, um überhaupt auf die Idee zu kommen, so was zu tun oder laut auszusprechen, dass man es tun wird. Und es dann auch wirklich zu machen.

1992 waren wir das erste Mal in Australien. Für mich war Australien ein völlig unbekanntes Land. Nicht nur, dass ich noch nie da gewesen war – ich hatte, soweit ich mich erinnere, auch noch nie jemanden getroffen, der von dort kam. Was geht da ab? Ich hatte keinen blassen Schimmer. Der Flug dauerte rund sechzehn Stunden, und als wir endlich ankamen, den Zoll



und all das hinter uns hatten, standen wir am Gepäckband herum – ausgelutscht von dem Flug und ein bisschen nervös, wie es wohl werden würde so weit weg von zu Hause. Ich wollte bloß noch ein Bett oder einen Kaffee. Und als wir schließlich mit unserem Gepäck auf dem Weg zum Taxi sind, verkündet Yauch plötzlich, dass er auf dem Flug ein paar Leute kennengelernt hat, die sich mit ein paar Freunden treffen wollen, um mit ihnen zusammen (ein paar Stunden weiter weg) irgendwo Snowboard zu fahren. Und weil unser erster Auftritt ja erst in drei Tagen sei, würde er sich kurz absetzen und sich diesen Leuten anschließen und uns zum Soundcheck vor dem Konzert wieder treffen. Warte mal ... WIE BITTE!?! WAS?!? Damals hielt ich mich für einen ziemlich spontanen Kerl, aber das hier war ein ganz anderes Kaliber. Sein Verhalten war einfach unerklärlich.

Yauch wollte die Welt sehen. Und das hat er dann auch getan. Er ging nach Indien und hat sich umgeschaut. Hat neue Dinge gesehen, sich mit Leuten unterhalten. Während einer seiner Reisen nach Indien ist er mit der Notlage des tibetischen Volkes in Berührung gekommen. Er war von der Kultur dieser Menschen und dem, was sie erduldet hatten und immer noch erdulden müssen, so angerührt, dass er, als er wieder zurückkam, unbedingt etwas tun wollte – nein, *musste* –, um dafür zu sorgen, dass die Leute bei uns davon erfuhren. Also hat er ein großes Konzert veranstaltet. Nicht einfach nur einen Gig, sondern ein riesiges Benefizkonzert im Golden Gate Park in San Francisco. Und das war nur der Anfang. Am Schluss gab es eine ganze Reihe von Konzerten überall auf der Welt. In Sportstadien. Mit Bands wie U2. Klar, er war berühmt, und das hat ihm etliche Türen geöffnet (unter anderem die eines Snowboard-Hubschraubers in Alaska), aber es gibt nicht viele Menschen, die so viele andere dazu bewegen können, umsonst für irgendwas zu arbeiten. Vor allem, wenn es um schräges Zeug wie Gewaltlosigkeit geht. Leidenschaft und Mitgefühl. Yauch hatte beides.

Yauch, Mike und ich verbrachten mehr Zeit miteinander als mit unseren Familien. WIRKLICH. Als wir Kids waren, hingen wir zusammen rum und vertrieben uns die Zeit.

Mit Kinderkram. Wie Kinder halt so sind. Manchmal machen sie gar nichts. Den ganzen Tag lang. Und als wir dann anfangen, die Sache mit der Band ernsthaft zu betreiben, uns richtig in die Musik reinzuknien, Songs zu schreiben und aufzunehmen, da haben wir uns täglich getroffen, um zu arbeiten, fünf Tage die Woche. Und am Wochenende haben wir einfach so zusammen abgehangen, weil, nun ja, man muss ja auch mal Essen gehen, oder? Wenn man also all diese Tage über einen Zeitraum von fünfunddreißig Jahren zusammenrechnet, ist das eine Menge Zeit, um jemanden kennenzulernen. Wenn's also um meinen Freund, den Rapper Mike D geht – den *kenne* ich. In dem Sinne, dass ich alles über ihn weiß. Ich weiß, was für Geräusche er beim Essen macht (er murmelt vor sich hin und stößt mit dem Löffel gegen die Zähne). Ich weiß haargenau, in welchem Augenblick ich irgendwas mit Furzbezug sagen muss, um unweigerlich mitzuerleben, wie er Essen oder Trinken ausprustet. Und es klappt jedes Mal. Ich weiß fast immer, was er als Nächstes sagen wird. Umgekehrt ist es genauso. Er weiß, dass ich immer zu spät dran bin. Er weiß, dass ich schrecklichen Körpergeruch habe, weil ich so selten bade. Er kennt meine endlosen Geschichten über irgendwelchen banalen Scheißkram, der mich tierisch nervt. Beispielsweise, dass mein Hund ein dutzendmal ins Wohnzimmer geschissen hat und ich mit ihm zum Tierarzt musste und so weiter. *Alles*. Aber Adam Yauch ...? Ein Rätsel. Ein Mysterium. Ein Labyrinth von Ideen und Emotionen. Ein Buch mit sieben Siegeln ... Ein Joker im Ärmel des Schicksals. Eine *Wild Card*.

Selbst nach dreißig Jahren Freundschaft wusste ich nie, was er als Nächstes tun oder sagen würde. Er war das genaue Gegenteil der allgemeinen Vorstellung davon, wie oder was wir zu sein haben. Er ist der Buddhist, der einem erzählt, dass er letzte Nacht im Anschluss an eine Modenschau noch auf der After-after-Party war. Der Kerl von »Fight for Your Right to Party«, der in Nepal auf Entdeckungsreise geht. Er hat mir einmal erzählt, dass er den Dalai Lama allein deswegen schon sehr sympathisch fand, weil er so ein lustiger Bursche mit einem guten Sinn für Humor war. Es gab natürlich auch andere Gründe, warum er sich zu Spiritualität, Glauben und Buddhismus hingezogen fühlte, aber der Aspekt mit dem Humor war für mich total nachvollziehbar. Gerade im Fall von Yauch. Lustig war immer wichtig.

Wenn man ein »Prominenter« ist, haben Leute eine bestimmte Vorstellung von einem. Beziehungsweise eine bestimmte Wahrnehmung. Doch bei der Berichterstattung fällt viel unter den Tisch, sodass die Leute gar keine wirkliche Ahnung haben, was einen wirklich umtreibt. Zum Beispiel ... Adam war ein Informations-Tornado. Er wirbelte durch die Welt und sog innerhalb kürzester Zeit so viele Informationen auf wie nur möglich. Wie damals, als wir noch Kids waren. Adam reichte es nicht, elektrische Gitarre zu spielen. Er musste auch noch wissen, wie sie funktionierte. Wie kommt der Sound von der Gitarre in den Verstärker und von da wieder raus? Das hatte irgendwas mit den drahtumwickelten Metallspulen zu tun, die an die Gitarre drangeschraubt waren, und wenn dann die Metallsaiten vor den Dingen vibrierten und das Kabel von der Gitarre in eine Stromquelle eingesteckt war ... Mein Gott ... Er hat es mir mindestens ein halbes Dutzend Mal erklärt, und ich werde es *nie* kapieren. Rick Rubin hat ihm den Spitznamen »Techno Wiz« gegeben, weil er Sachen immer aus einem technischen Blickwinkel betrachtet hat.

Aber auch da war er der Mann mit den tausend Gesichtern. Russell Simmons hat ihn als den »James Dean« unserer Band bezeichnet, weil er bei den Ladys so gut ankam. Man muss dabei bedenken, dass das alles lange vor dem Internet passiert ist und es so was wie Internet-Milliardäre noch gar nicht gab. Typen, die sich für Technik interessierten *und* Erfolg bei den Damen hatten, waren eigentlich noch gar nicht erfunden.

Ich+Mike waren immer anders als Yauch. Vielleicht lag es daran, dass wir beide die jüngsten von jeweils drei Geschwistern waren. Wenn man ältere Brüder oder Schwestern hat, fehlt



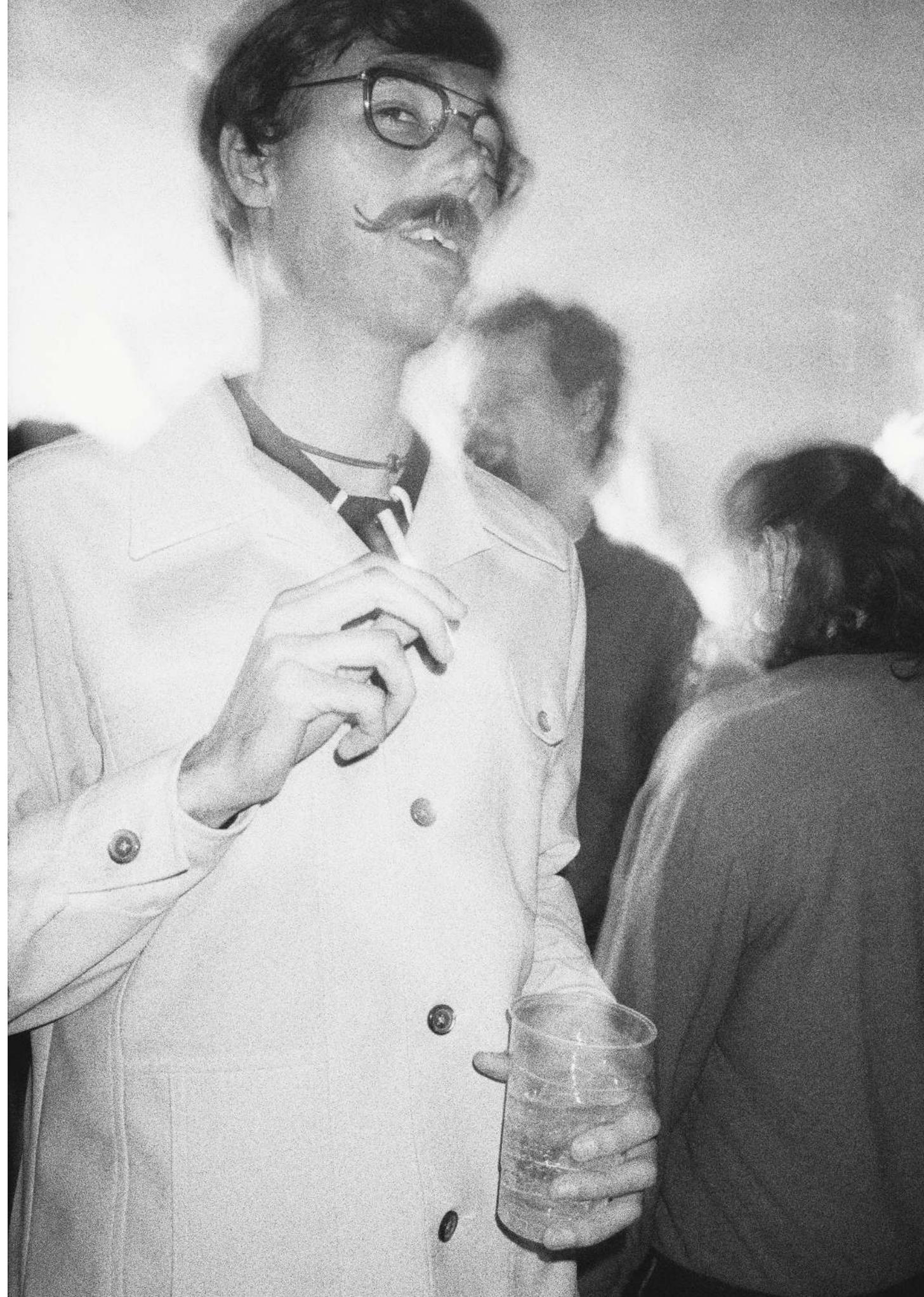


es einem einfach an Raum und Zeit, um in Ruhe einen Gedanken zu entwickeln. Es ist eher eine physische als eine reflexive Existenz. Es geht eher darum, wie viel Platz man im Auto hat oder zu vermeiden, dass man in irgendeiner Weise malträtirt wird oder auch nur darum, beim Gehen mit seinen Geschwistern mitzuhaltten. Yauch war ein Einzelkind. Er hatte Eltern, die ihn in allem ermutigten. Er hatte Muße, um nachzudenken und Sachen zu verstehen. Diese Band ist in tausendfacher Hinsicht ein Glücksfall für uns alle gewesen; für mich und Mike war sie es allein schon deswegen, weil wir mit Yauch einen Typen hatten, der über alles Mögliche längst Bescheid wusste und uns die Arbeit ersparte, uns mühsam alles selber beizubringen.

Yauch kam dreißig Jahre lang mindestens einmal pro Woche mit einem Spruch wie: »Ach übrigens, ich hab da von einer Kamera gehört, die 360-Grad-Bilder macht. Wir könnten uns an eine Ecke stellen und damit Aufnahmen machen. Wäre doch supercool, NYC mal so zu sehen.« *Wo zum Teufel* hatte er von dieser Kamera gehört? *Wo* hat er überhaupt andauernd von all diesen Sachen »gehört«, von denen er uns immer wieder erzählte? Ich weise noch mal darauf hin, wir befanden uns in der Prä-Internet-Epoche. Wenn ihr darauf angewiesen wäret, was eure Lehrer euch verklickern und ihr kein #ComputerSmartphoneTablet mit #DatenFlatUnlimited hättet, wie kämt ihr dann an die Informationen über Sachen, die euch *wirklich* interessieren? Yauch hingegen wusste Bescheid über Sachen, von denen ich nicht mal wusste, ob ich überhaupt eine blasse Ahnung von ihnen haben *wollte*. Vielleicht liegt es einfach daran, dass meine Aufmerksamkeitsspanne ziemlich kurz ist. Aber Yauch hatte von dem Tag an, als ich ihn kennenlernte, ein Wissen und einen Horizont, der weit über unser Teenagerdasein hinausreichte. Er konnte kleine Perlen von Informationen mit einer Beiläufigkeit in die Runde werfen, wie andere Leute Hustenbonbons aus der Manteltasche ziehen. Er hatte ein grundlegendes Verständnis von Geschichte und Physik, Biologie und Ernährung, von Musik und darüber hinaus noch vom Leben – wie man sich etwa in einer großen, chaotischen Stadt zurechtfindet. Uns trennten zwar nur anderthalb Jahre, doch in Wirklichkeit war er wesentlich reifer als ich.

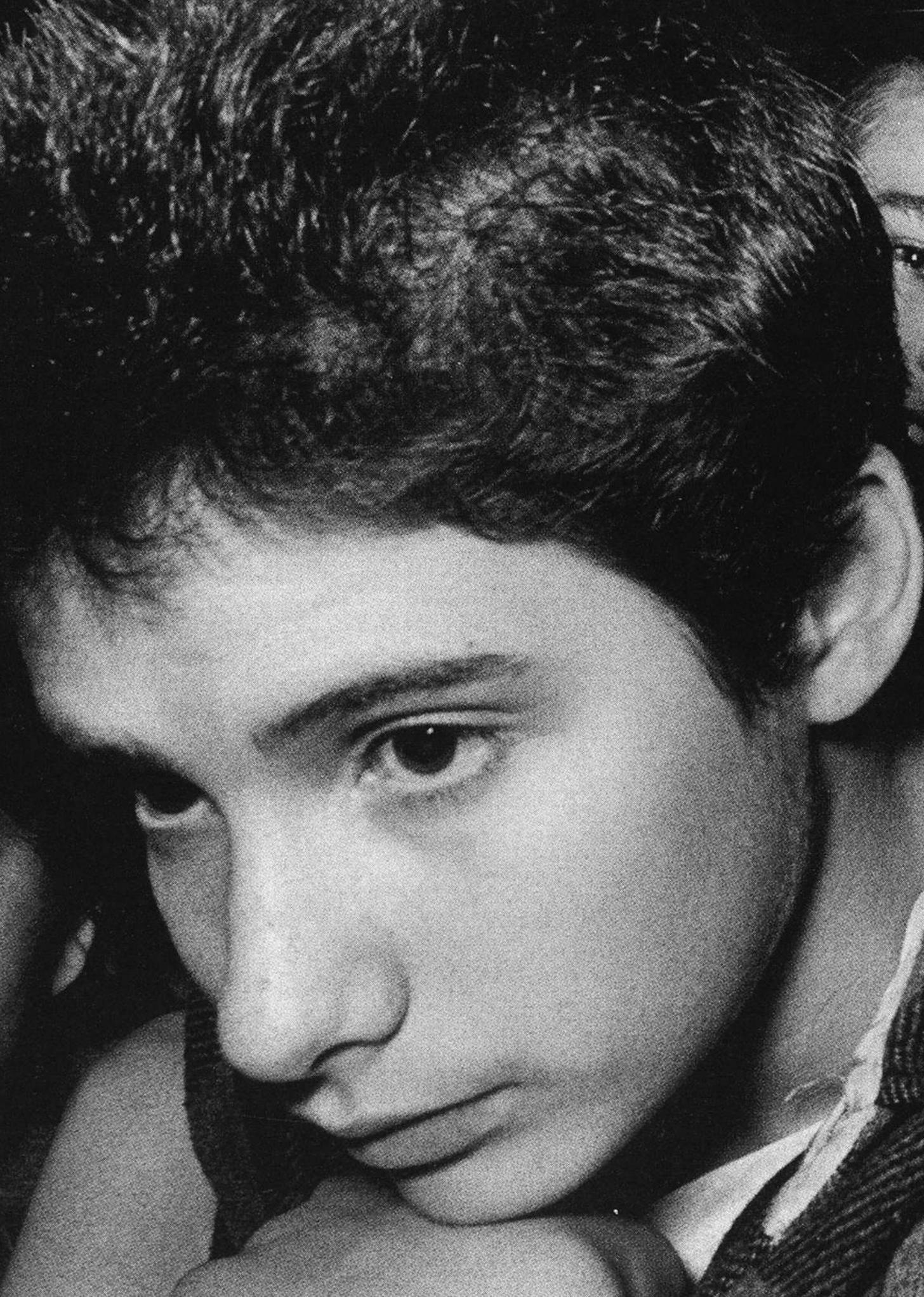
Wann immer Freunde zusammenkommen, tauschen sie Geschichten aus. Wir alle haben ziemlich abgefahrenes Zeug gesehen, sind in echt schrägen Situationen gewesen, sind in der Welt herumgereist. Wir haben Sachen gemacht, Pausen eingelegt, uns einfach abgemeldet und sind wieder zurückgekommen. Und wir haben uns hinterher gegenseitig erzählt, was uns in der Zwischenzeit passiert war. Eines von Yauchs Urlaubserlebnissen ist mir immer im Gedächtnis geblieben: Er war in Indien und saß in einem Park, als ein Affe vorbeikam und ihm seinen Schuh klaute. Der Affe kletterte auf einen Baum, wedelte mit Yauchs Schuh herum und ließ sich durch nichts dazu bewegen, ihn wieder zurückzugeben. Schließlich warf er ihn Yauch an den Kopf und rannte weg. Wem passiert so was? Ein Affe klaut deinen Schuh!? Nicht Kneipenschlägerei/Motorradunfall/versehentliche Explosion/Zertrümmern eines Gewehrs mit einem Vorschlaghammer/Sprung aus einem Helikopter (all das hat Adam auch erlebt), sondern ... Indien/Affe/Herumwedeln mit geklautem Schuh?

Dass die Beastie Boys so lange zusammengeblieben sind und dabei so viel Spaß hatten, liegt in meinen Augen in erster Linie daran, dass Yauch+Mike wie Familienmitglieder sind, mit denen ich *gerne* zusammen bin. Sie sind wie zwei Brüder, die ich liebe und auf die ich mich verlassen kann. Natürlich sind sie auch Arschgeigen, die manchmal echt beschissene Witze machen. Sie sind die Freunde, mit denen ich den ganzen Tag abhängen kann, um später am Abend noch mal mit ihnen eine Stunde zu telefonieren und zu lachen. Irgendwie waren wir drei die Freunde, die sich gegenseitig inspiriert haben, nach den Sternen zu greifen. Deshalb ist es auch echt scheiße, dass einer von uns dreien seinen Standpunkt über uns und unsere Band nicht mehr zu diesem Buch beisteuern kann. Aber ich+Mike werden unser Bestes geben, damit ihr erfahrt, wie sich alles abgespielt hat.











BEASTIE REVOLUTION

LUC SANTE

Es ist 1981, wir befinden uns in New York City, das damals ein ferner Planet war, der heute kaum wiederzuerkennen ist. Die **Beastie Boys** durchlaufen irgendwo in einem Übungsraum gerade ihr Embryonalstadium – ebenso wie die **Butthole Surfers**, die **Cro-Mags**, **Mötley Crüe**, **Run-DMC**, **Sonic Youth** und **Wham!**, die sich an anderen Orten formieren. In diversen Krankenhäusern der USA kommen **Beyoncé Knowles**, **Alicia Keys**, **Britney Spears** und **Justin Timberlake** zur Welt. **Ronald Reagan** ist seit dem 20. Januar der vierzigste Präsident der USA. Ein tragbares Kassettenabspielgerät mit dem Namen Walkman ist seit dem letzten Sommer auf dem Markt, doch es ist nicht ganz billig und deshalb noch nicht sonderlich verbreitet. Trotzdem ist Musik in der ganzen Stadt omnipräsent. Sie ist überall, ob es einem gefällt oder nicht. Ein Song auf dem Radiosender WBLS erfüllt den Treppenaufgang von der U-Bahn zur Straße, dringt dann aus dem Fenster eines vorbeifahrenden Autos und danach aus den Außenlautsprechern eines Lebensmittelladens, eines Ghettoblasters, den jemand auf der Schulter über die Straße trägt, wird fortgesetzt von einem weiteren Ghettoblaster im Gepäckkorb eines Fahrrads, das sich durch den Verkehr schlängelt und endet dann in einem Imbiss, den man betritt, um sich auf die Schnelle ein Stück Pizza abzugreifen.

Möglicherweise handelt es sich bei dem Song um »The Adventures of Grandmaster Flash on the Wheels of Steel«, der gerade frisch herausgekommen ist und den ihr zum ersten Mal hört, sodass ihr bei den ganzen Klangfetzen, die sich mit Sirenen und Verkehrslärm mischen, gar nicht bemerkt, dass es sich um ein und dasselbe Stück handelt – es klingt wie ein erweiterter Mix des **Chic**-Songs »Good Times«, der immer wieder von anderen Radiostationen überlagert wird, auf denen **Blondie**, **Queen** und **Spoonie Gee** laufen. Was auch nicht verwunderlich wäre, weil in New York City so etwas die ganze Zeit passiert. Man kann die Straße entlanggehen und aus allen Fenstern eines Häuserblocks erklingt der gleiche Sender, doch schon ab der nächsten Querstraße kommt Charanga aus der einen Richtung, Philly Soul aus der anderen, Ska aus diesem Fenster und Doo-Wop aus jenem. Die Straße selbst ist wie

ein Mischpult. Wenn in einer Woche ein besonders angesagter Track in der Luft liegt, dann funktioniert er als ein beweglicher Hintergrund, in den andere Klänge sich mischen wie Plakatwände, die sich in den Fenstern der vorbeifahrenden Autos spiegeln, oder von einem DJ eingeworfene Zitate. Und »Good Times« war in den letzten zwei Jahren ständig irgendwo zu hören.

Es ist eine Welt, die vom Radio angetrieben wird. In der Stadt gehört das Radio genau wie die Gebäude, die Lastwagen, die Plakate und Menschen zu den konstituierenden Elementen des öffentlichen Lebens. Man hört den hektischen Jingle des Senders WINS – »Geben Sie uns zweiundzwanzig Minuten, und wir geben Ihnen die Welt« –, Verkehrsmeldungen, Wetterberichte, Nachrichten über Verbrechen und Kriege, die alle im gleichen trockenen Tonfall heruntergeleiert werden. Man hört »spanisches« Radio (das Wort »hispanic« wird damals kaum verwendet), und wenn man ein *Blanco* ist, kann man vermutlich kaum unterscheiden, ob man gerade puertoricanisch oder dominikanisch, Salsa, Bachata, Merengue oder Guaracha hört. Die Sender, die man am häufigsten hört, sind WBLS oder WKTU, und ab Mitte 1981 WRKS: KISS FM. Auf diesen Sendern läuft eine Musik, die später als »Urban Contemporary« bezeichnet werden wird – damals noch sehr discolastig, was die Omnipräsenz von »Good Times« erklärt. Was nicht gespielt wird, ist Rap, mit dem die grauen Eminenzen der afroamerikanischen Radiosender nichts anfangen können – darunter auch der einst für seinen musikalischen Spürsinn bekannte **Frankie »Hollywood« Crocker** von BLS. Daher wird man »The Adventures of Grandmaster Flash« im Radio nicht hören, außer der Besitzer des Geräts ist ein cooler Bursche, der den seit einem Jahr existierenden Multikulti-Sender WHBI kennt, auf dem **Mr. Magic (John Rivas)** seine *Rap Attac* präsentiert.

Hip-Hop läuft damals noch unter der Bezeichnung »Rap«; »Hip-Hop« wurde erst danach zu einem Sammelbegriff, unter dem Rap, DJing, Graffiti und Breakdance zusammengefasst wurden. Es ist nicht die erste erfolgreiche urbane Musikrichtung, die von den Medien mit Geringschätzung behandelt wird. Das Gleiche passierte mit der Musik der A-cappella-Gruppen, die sich Mitte der Fünfzigerjahre an Straßenecken zusammenfanden, bis man es sich fünf Jahre später doch anders überlegte, sie wieder ausbuddelte und als »Doo-Wop« vermarktete. In der jüngeren Vergangenheit wiederholte sich dieses Vorgehen beim Punk – ein Phänomen, von dem man jahrelang überhaupt nichts mitbekommen konnte, wenn man sich nicht gerade in einer Handvoll besonderer Bars oder Plattenläden herumtrieb. Im Gegensatz dazu ist Hip-Hop auf den Straßen allgegenwärtig. Die Ghattoblaster sind mehr als nur Radios. Mixtapes sind das Ding der Stunde. Durch sie hört man im Vorbeigehen etwa eine brandneue Maxi-Single, ohne zu wissen, was gerade gespielt wird. Mixtapes hört beispielsweise auch der aus der Ukraine stammende Typ mittleren Alters, der St. Mark's Place mit **Merle Haggard** beschallt. Versucht mal irgendwo in New York City einen Sender zu finden, der **Merle** spielt.

Stell dir vor, du bist ein junger weißer Punkschnösel in Youthville – das sich 1981 zwischen Third Avenue, 14th Street, Avenue B und Delancey Street erstreckt – und kennst natürlich niemanden in der Bronx. Wohin gehst du, wenn du eine dieser brandneuen Rap-Maxis hörst, die aus einem Ghattoblaster auf der Straße dröhnt und dich einfach nicht mehr loslässt? Wie findest du heraus, von wem der Track ist? Nun, du kannst zu Disc-O-Rama am Union Square gehen – das ist eine Ladenkette mit einem riesigen Sortiment, in der es ähnlich leidenschaftlich zugeht wie in einem

Supermarkt. Vielleicht hast du sogar Glück – kann aber auch sein, dass du irgendwas anderes kaufst, weil der Albumtitel so cool war oder das Label einen guten Ruf hat. Falls du einen längeren Weg in Kauf nimmst, wirst du früher oder später bei Downstairs Records in Midtown landen, das zumindest in den Anfangstagen – der Laden zieht ein paarmal um – tatsächlich in einer U-Bahn-Passage liegt. Der Laden ist nicht allzu groß, aber irgendwie scheinen sie dort alles auf Lager zu haben – und sie kennen sich wirklich aus. Du brauchst nur die eine Zeile zu wiederholen, die du dir korrekt gemerkt hast, und der Typ hinter dem Tresen wird sie aus irgendeiner Kiste ziehen, als wäre es ein Zaubertrick. Und manchmal – vor allem dann, wenn du auf der Suche nach Dance Beats bist – kann es passieren, dass auf dem Label nichts oder fast nichts draufsteht. Ist es eine Schwarzpressung, eine Promo-Kopie, eine Testpressung? Du wirst es nie erfahren. Der genialste Mix, den du je gehört hast, auf einer Scheibe Vinyl, von der nur sechs Exemplare gepresst wurden. Und dann wird deine Wohnung von Einbrechern ausgeräumt, und die Platte ist auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Zu diesem Zeitpunkt ist Hip-Hop noch zu einem großen Teil eine Geschichte vom Hörensagen. Natürlich gibt es Hits, egal ob Underground oder nicht. **Spoonie Gee**, **Kurtis Blow** und die **Sugarhill Gang** sind seit zwei bis drei Jahren feste Größen in der Szene. Doch du weißt, dass die wirkliche Action in der Bronx und in Harlem abgeht, in Parks und Gemeindezentren, in Veranstaltungsräumen der Sozialbausiedlungen und manchmal auch in Cocktail Lounges. Es passieren Sachen, die niemals aufgezeichnet werden, MCs und DJs, die versuchen sich gegenseitig zu übertrumpfen und dabei wahre Geniestreiche aus dem Ärmel schütteln. Vielleicht hattet ihr Glück und ihr wart dabei, als die **Cold Crush Brothers** gegen die **Fantastic Five** in der Harlem World angetreten sind, oder **Flash** gegen **Crash** im Audubon Ballroom, aber vermutlich eher doch nicht. Und wenn du über all das Bescheid weißt, aber nicht



vor Ort bist, vermitteln dir die Platten zumindest eine Ahnung von dem, was sich abgespielt hat, wenn sie auch die wahre Dimension des Ganzen nicht widerspiegeln können. Doch das war schon immer so bei Aufnahmen von Musik mit einem hohen Improvisationsanteil – sei es **Charley Patton** oder **Charlie Parker**. Es gibt jede Menge fantastische Platten, doch was Hip-Hop so besonders macht, ist das schiere Ausmaß des Potenzials, das im Verborgenen existiert. Die meisten Rap-Tracks bestehen darin, dass jemand über einen – meist gemächlichen – Groove Texte aufsagt, in denen es üblicherweise darum geht, was für ein toller Hecht er ist. Es gibt wenige Texte, bei denen es sich um etwas anderes dreht als um Selbstbeweihräucherung – der einzige »politische« Track, der den Leuten einfällt, ist immer noch »How We Gonna Make the Black Nation Rise?« von **Brother D and Collective Effort** aus dem letzten Jahr. Die Produktionen folgen größtenteils dem alten jamaikanischen Vorbild: Man nimmt einen Hit-Song, eliminiert den Gesang und legt stattdessen einen gesprochenen Text darüber. In diesem Jahr sind es »Heartbeat« von **Taana Gardner** und »Genius of Love« von **Tom Tom Club**, auf die sich die MCs eingeschossen haben. Und der Grund dafür ist offensichtlich – beide Songs haben einen Groove, der dich durch den ganzen Tag trägt.

»Heartbeat« hat eine Basslinie mit einem Stopp in der Mitte – drei Noten, die darauf hinführen und dann wieder drei im Anschluss –, sodass das Ganze klingt wie ein langsam mahlendes Menuett. Darüber ertönt die Stimme von **Taana**, die ihr emotionales Dilemma wie von einem einsamen Felsen in die Welt hinaus klagt, bis irgendwann ein flirrendes Synthesizerthema auftaucht und sie mitten hinein in eine Party transportiert. »Genius of Love« hat auch so einen stolpernden Rhythmus, allerdings eine Idee schneller. Dazu kommen ein unglaublich prägnantes, ständig wiederholtes Synthie-Motiv – mit einem Stopp in der Mitte – und ein monumental massiver Bass, der so solide ist, dass man alle möglichen Sounds darüberlegen kann, ohne großen Schaden anzurichten. Der wahre Geniestreich des **Tom Tom Club** ist allerdings der Mädchenchor, der sofort gute Laune versprüht, weshalb »Genius« auf den Straßen auch so gut ankommt. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Herkunft beider Jams: »Heartbeat« ist das Produkt von West End Records, dem Disco-Label schlechthin, und der Club-Mix wurde von **Larry Levan**, dem Papst der schwulen Dance-Music-Szene, im Paradise Garage Studio produziert. »Genius« hingegen ist das Werk von **Tina Weymouth** und **Chris Frantz**, Mitglieder der **Talking Heads**, die der Punkszene um das CBGB auf der heruntergekommenen Bowery entstammen. Überall zerbröseln kulturelle Barrieren, und verschiedene Szenen beeinflussen einander. Es macht den Eindruck, als würden sämtliche Strömungen urbaner Musik mit einem Mal von einem Kult um den Groove erfasst, was **Linton Kwesi Johnson** als »Bass Culture« bezeichnet.

Das ist allerdings noch nicht bis zu jedem durchgedrungen. Ihr erinnert euch an die Zeit, als Disco das Feindbild schlechthin war? Außerhalb des südlichen Manhattan gibt es nach wie vor jede Menge Leute, die in ein paar Jahren auf **Run-DMC** abfahren werden, sich im Augenblick aber noch immer vehement und verbietet an die Ideale des Rock'n'Roll klammern und nichts anderes gelten lassen. Am 28. Mai 1981 buht eine Horde dieser Leute **Grandmaster Flash and the Furious Five** von der Bühne des Bonds International Casino am Times Square, wo sie als Vorgruppe von **The Clash** auftreten. Für die Szene in Lower Manhattan ist das schockierend, obwohl sich hier lediglich der latente Rassismus der Weißen manifestiert. Die Schwarzen

sind davon nicht sonderlich überrascht. Doch die rassenübergreifende, omnisexuelle Groove-Religion ist selbst downtown noch ein relativ neues Phänomen. Es hat immerhin bis 1978 gedauert, bis der **CBGB**-Szene aufgefallen ist, dass fast alle Bands und Künstler, die dort auftraten, Weiße waren. Und erst jetzt spielen die **Funky Four Plus One More** im Mudd Club (ganz zu schweigen von *Saturday Night Live*). Doch es lässt sich nicht leugnen, dass sich das Spektrum der Musiker und Musikliebhaber in der Stadt zunehmend erweitert. Einige der Stammgäste des CBGB machen immer wieder Abstecher in die Reggae-Clubs in Downtown – wie Isiah's und das Negril – oder sie tauchen in die Salsa-Szene im Roseland und im Corso Ballroom ein. Oder sie checken die Schwulen-Discos aus, von denen es eine ganze Reihe gibt – die Paradise Garage, das Loft und die Gallery –, in denen die neuesten Mixe auf den geilsten Soundsystems laufen und die Tänzer und die Stimmung einfach unschlagbar sind.

Die Salsa-Läden sind nichts für Zartbesaitete: Man ist nie gut genug angezogen, manchmal wird einem der Eintritt verwehrt, nur weil man Turnschuhe trägt, und wenn man sich dann doch auf die Tanzfläche wagt, macht man eine schlechte Figur. Doch es dauert nicht lange, bis **Ray Barretto** und **Tito Puente** auch im Mudd Club auftreten, wo sich die Hipster bei ihren jämmerlichen Tanzversuchen nicht so dämlich vorkommen müssen. Es ist erfrischend, diese Bands dort zu sehen: **Barrettos** Piano, das lauter ist als der Rest der Instrumente, **Puente**, der Leadsänger, dessen Ärmel und Hemdkragen aus seinem Anzug quellen, während er wild mit den Armen herumfuchtelte und wirre Beschwörungsformeln in Richtung einer unsichtbaren Gestalt irgendwo über seinem Kopf stammelt. Die Schwulen-Discos wirken ebenfalls einschüchternd – in erster Linie deshalb, weil man gegen die Tanzkünste der übrigen Gäste nicht anstinken kann. Am extremsten ist das in der Nickel Bar, einem Aufreißschuppen auf der 72nd Street, wo **Robert Mapplethorpe** hin und wieder auf der Suche nach Models auftaucht und wo niemand sich auf die Tanzfläche wagen würde, der



nicht aussieht wie ein Nachwuchsathlet. Aber wenn man erst einmal eine gewisse Zeit in den Discos zugebracht hat, weicht die Unsicherheit, und man verliert sich einfach in der Atmosphäre. Die physische Wucht dieser Musik – der Bass, der einen regelrecht einhüllt, der geschmeidige Flow, die apokalyptischen Breaks – ist hier intensiver als irgendwo sonst. Man lässt sich in den Sound hineinfallen wie in einen See an einem heißen Tag. Im Loft gibt es keinen Alkohol, sondern nur Fruchtsaft, Gras und gelegentlich irgendwelche psychedelischen Substanzen. Sie haben dort sogar eine gut funktionierende Belüftungsanlage, und die Atmosphäre ist von einer gewissen Leichtigkeit geprägt, die einen dazu verleitet, den Laden erst am nächsten Morgen bei Tageslicht wieder zu verlassen.

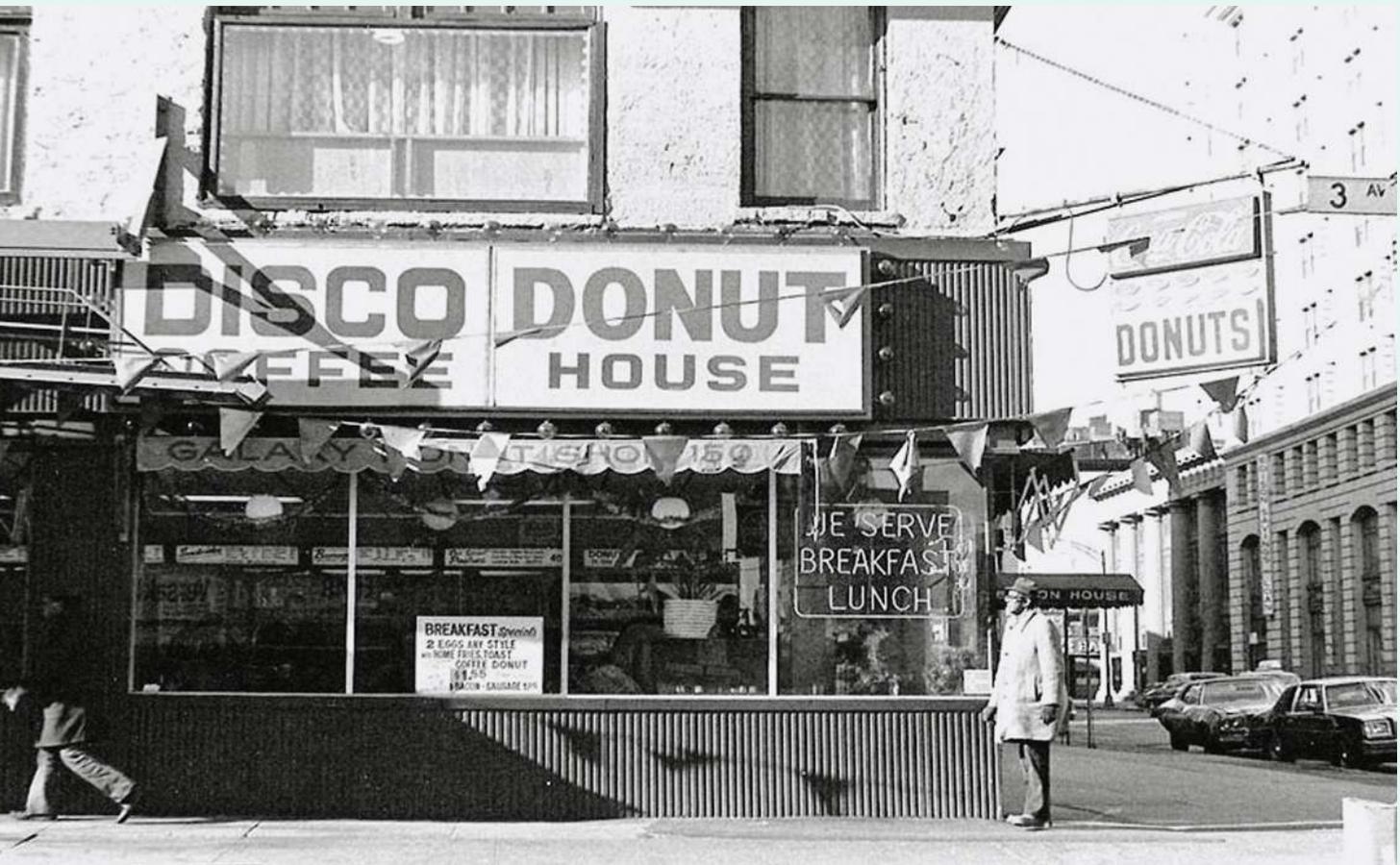
Aller Wahrscheinlichkeit nach wirst du deinen Post-Punk-Freunden jetzt häufiger in Reggae-Clubs über den Weg laufen, denn Reggae wird seit dem Durchbruch der **Wailers** in den USA 1973 immer populärer. Vielleicht hast du ja **Lee Perry** und **Culture** im Irving Plaza gesehen, wo **Perry**, einen Spliff in der Hand, Bibelzitate und endlose Litaneien herunterrattert, während die Skank-Truppe hinter ihm einen Wall of Sound auftürmt, der **Phil Spector** in nichts nachsteht. Doch eigentlich seid ihr nicht die Zielgruppe dieser Dancehalls – sie sind vielmehr ein erstes Indiz für den Exodus und die Bildung einer jamaikanischen Diaspora im Gefolge der zunehmenden Unruhen und Konflikte auf der Karibikinsel. Die weißen Kids gehen in der Hoffnung auf schöne hippiemäßige Rasta-Vibes in diese Clubs. Stattdessen bekommen sie jamaikanische Slackness serviert, die mit Derbheiten und Obszönitäten gewürzt und deren absichtlich harmlos klingender Singsang mit unwiderstehlichen, endlos wiederholten Melodien und Riffs unterlegt ist, die einem ins Ohr kriechen. Ob man will oder nicht. **Yellowman**, **General Echo**, **Papa Michigan** und **General Smiley** leiern anzüglich grinsend ihre abgewandelten Kinderlieder herunter, von deren wirklicher Bedeutung ihr keine Ahnung habt, bis ihr irgendwann herausfindet, dass das Wort »punanny«, das immer wieder in ihren Litaneien auftaucht, »Schlabberfotze« bedeutet und euch allmählich ein Licht aufgeht.

Vielleicht geht ihr aber auch manchmal ins Squat Theatre auf der 23rd Street, das von einer aus Ungarn stammenden Großfamilie betrieben wird. Wenn gerade keine Theatervorstellungen stattfinden, bieten sie einer Musikrichtung namens Punk-Jazz ein Zuhause. Dieses Genre basiert auf R&B-orientierter Dance-Music, gespielt mit knallharter Präzision und gewürzt mit messerscharfen Breaks und wildem Getröte von altgedienten Avant-Jazz-Veteranen. Die Bezeichnung »Punk« kommt in diesem Zusammenhang von den **Lounge Lizards**, die als »Fake Jazz« bezeichnet werden, weil sie gerade mal Mitte zwanzig sind, außerdem weiß und obendrein Amateure, die sich allerdings als erstaunlich kompetent entpuppen. All diese Bands – **Joe Bowies Defunkt**, **Oliver Lakes Jump Up** und **Luther Thomas' Dazz** – folgen, was das Material und die Herangehensweise angeht, einem ähnlichen Ansatz wie die **Lizards**. Und das ist ungewöhnlich volksnah für einen Haufen Typen, die alle künstlerisch und teilweise sogar familiär mit dem **Art Ensemble of Chicago** und den verschiedenen Formationen von **Ornette Coleman** verbandelt sind und die in der Jazzszene einen Ruf wie Donnerhall genießen. Die Sachen, die sie spielen, sind unglaublich tanzbar – immer volle Kanne und rasiermesserscharf. Wie **Albert Ayler** mit **James Browns** Band. Das wird garantiert das nächste große Ding. Geht gar nicht anders.

Und dann gibt es neuerdings Tausende neuer Clubs, wo es bisher nur drei gab. Der Mudd Club ist das Zentrum des Universums. Er hat sich stark verändert seit

seiner Eröffnung an Halloween 1978. Im ersten Jahr war er eine eher intime Bar/Disco – nicht besonders viel Betrieb, aber sehr, sehr laut. Die Gäste hatten keine Augen, sondern Sehschlitze, die Uhr blieb stehen, sobald man den Eingang betreten hatte. Samstagnacht zog sich manchmal bis Mittwoch. Getränkebons waren die offizielle Währung, Geldscheine benutzte man hauptsächlich, um daraus Röhrchen zu drehen. Freundschaften wurden geschlossen, die stunden- und manchmal sogar tagelang hielten. Wenn man seine Jacke irgendwo in einer Ecke ablegte, konnte man sie gleich abschreiben. Irgendwann wurde der Laden dann von Szeneprominenz überschwemmt und Getränkebons wurden zum Spekulationsobjekt. Erstaunlicherweise ging er nicht den Bach runter, sondern wurde renoviert, mit einem exzellenten Soundsystem versehen und als Liveclub neu aufgezo-gen. Wenn man nachmittags vorbeischaute, um einen Freund zu treffen, der abends einen Auftritt hatte, und man den stockdunklen, menschenleeren Raum betrat, konnte es einem passieren, dass man sich unvermittelt *Nico* gegenüber sah, die einsam und allein mit ihrem Harmonium auf der Bühne saß und ihr komplettes Konzertprogramm herunterspielte.

Der Mudd Club ist wie die Grand Central Station. Wenn man irgendwen treffen will und derjenige weder ans Telefon geht noch an den üblichen Stammpätzen zu finden ist, geht man in den Mudd Club und wartet, bis er oder sie dort auftaucht, was unweigerlich passieren wird. Man sieht *Jean-Michel Basquiat*, *Anya Phillips* und *Lydia Lunch*, *John Sex* und *Linda Rosen*, *Fab 5 Freddy* und *John Lurie*, *Andy Warhol* und *Sophie Vieille*, *Klaus Nomi* und *Futura 2000*, *Felice Rosser*, *Boris Policeband*, *Mary Lemley*, *Lee Quinones*, *Patti Astor*, *Adele Bertei* und *Lady Pink*, *Ronnie Cutrone*, *Rammellzee*, *Debbie*



Harry, Rene Ricard und dann ist da noch **Anita Sarko** an den Plattenspielern und **Haoui Montaug** am Einlass, der klügste und poetischste Türsteher, den es je gab. Später trifft man sie alle beim Frühstück in Dave's Corner an der Ecke Broadway und Canal Street, wo man von **Betty** bedient wird, die dort seit bestimmt vierzig Jahren arbeitet und immer noch die gleiche blondierte Turmfrisur trägt wie eh und je, mit der sie aussieht wie auf einem Foto von **Dorothea Lange**.

Zwei Querstraßen weiter am West Broadway gibt es das Tier 3, dessen Gäste größtenteils die Gleichen sind wie im Mudd Club, obwohl Welten zwischen beiden Läden liegen. Früher war das Tier 3 ein Grillrestaurant mit Bar, heute spielen Bands im ehemaligen Speisesaal. Eine Bühne gibt es nicht, das Publikum steht einen halben Meter vor dem Mikrofonständer. Eine Etage darüber befindet sich eine Bar und noch eine Etage höher ein kleiner Saal, in dem Filme gezeigt werden, die häufig von den Gästen selbst produziert wurden. Es herrscht Wohnzimmeratmosphäre, und der ganze Laden ist so unpräzise, dass sie nicht mal einen Türsteher haben. Er wirkt wie ein Geheimtipp, obwohl hier eine ganze Reihe englischer Bands (**The Raincoats**, die **Slits**, **Young Marble Giants**, **A Certain Ratio**) auftritt, bevor sie auf den größeren Bühnen in Uptown spielen. Dazu kommen lokale Szenegrößen wie die **Bush Tetras**, **8 Eyed Spy**, die **Futants** und die großartigen **DNA**, allesamt Bands mit der Mission, die Popmusik mit den Mitteln des Höhlenmenschen neu zu erfinden.

Die Atmosphäre hier unterscheidet sich drastisch von der Aggressivität, die um und in Clubs wie der Peppermint Lounge, der Danceteria oder dem Bonds herrscht, wo es Nacht für Nacht zu heftigen Szenen am Einlass und auf der Tanzfläche kommt. All diese Etablissements haben verschiedene Levels mit je eigenen Bars, Videomonitoren und VIP-Lounges und manchmal auch separate Lounges für noch wichtigere VIPs. Angesichts der hohen Preise und des allgegenwärtigen Statusgehabs und Profilierungswahns fragt man sich bei einem Besuch in einem dieser Läden, ob so eventuell die Zukunft aussehen wird – und wischt den Gedanken gleich wieder beiseite. Noch vor ein paar Jahren existierte im Nachtleben eine strikte Trennung zwischen uptown – mit dem Studio 54 als Dreh- und Angelpunkt – und downtown; es waren zwei völlig separate Welten, zwischen denen es keine Überschneidungen gab. Die Leute in Downtown tranken Bier, trugen Turnschuhe und hörten Rock'n'Roll, während sie in Uptown mit Designerklamotten herumliefen, sich die Wohnungsmiete für ein Vierteljahr in einer Nacht durch die Nase zogen und zu Disconummern, die mit süßlichen Synthiestreichern zugekleistert waren, merkwürdige Versionen des Hustle tanzten. Und jetzt verschmilzt das alles – nicht zuletzt dank des allgegenwärtigen Kults um den Groove, der über die gesamte Insel Manhattan hinwegschwappt.

Das CBGB – dem Anschein nach von den Wikingern im dritten Jahrhundert eröffnet – hat sämtliche Mitbewerber überlebt, und derzeit scheint es, als würde es bis in alle Ewigkeit existieren. Top Acts aus allen musikalischen Lagern – darunter auch solche aus der Stadionrock-Liga – spielen hier unangekündigt oder veranstalten Geheimkonzerte. Ein Auftritt im CBGB ist etwas Spezielles und außerdem gut für die Glaubwürdigkeit bei den Fans. Der Alltag sieht allerdings so aus, dass eine ganze Reihe von Bands – meistens sieben oder acht – nacheinander spielen und sich dabei möglicherweise noch das Schlagzeug teilen. Vielleicht geht ihr mittlerweile nur noch hin, um eure Freunde dort spielen zu sehen – eine ungeschriebene Regel scheint zu besagen, dass jede neue Band irgendwann einmal im CBGB spielen

muss –, aber mindestens zweimal pro Jahr schaut ihr garantiert vorbei. Das Gegenstück auf der anderen Straßenseite, Max's, wird im Lauf des Jahres dichtmachen. Hier haben **The Velvet Underground** vor Ewigkeiten ihr letztes Konzert gegeben, und hier hat sich während der letzten Jahre die Punkszene so fest etabliert, dass die Getränke nach den gerade angesagten Künstlern benannt wurden – Champagner mit Guinness heißt **Pattie Smith**. Am letzten Abend spielen hier die **Bad Brains** mit den damals noch ganz frischen **Beastie Boys** als Vorgruppe.

Allerdings drängt sich einem manchmal der Eindruck auf, dass Punk selbst in den letzten Zügen liegt – ein Zustand, der von **John Lydon**, ehemals **Rotten**, sehr begrüßt wird. In diesem Jahr gibt er sich jedenfalls alle Mühe, ihm den endgültigen Todesstoß zu versetzen. Seine Band **Public Image Ltd** hat im Jahr zuvor zwei unglaubliche Konzerte im Palladium und im Great Gildersleeves, einem Heavy-Metal-Club auf der Bowery, gespielt. Dieses Jahr treten sie kurzfristig angekündigt im Ritz auf, einem Ballsaal aus der Jahrhundertwende, der damals Webster Hall hieß und der vor Kurzem erst als Auftrittsort für Bands knapp unterhalb der Sporthallen-Liga wiedereröffnet wurde. Gegen Mittag bildet sich die Schlange am Eingang, und im Vorübergehen gewinnt man einen schönen Überblick über das saisonale Outsider-outfit der Vorstadtjugend – Perfecto-Lederjacken, abstehende Haare, Hundehalsbänder und Sicherheitsnadeln in der Wange. Schließlich gehen die Türen auf, und alle trotten herein und warten. Und warten noch ein bisschen länger. Und dann noch eine Weile. Es dauert drei Stunden, bis schließlich so etwas wie eine Show anfängt. Die Bühne wird fast zur Gänze von einer riesigen Videoleinwand eingenommen. Dahinter lungern die drei Bandmitglieder und ein paar Gäste herum. Es laufen vorproduzierte Videos, dazwischen werden immer wieder verschwommene Live-Aufnahmen des Geschehens hinter der Leinwand eingeblendet; die Band nudelt ein paar rudimentäre Versionen von Songs des neuen Albums *Flowers of Romance* herunter, und irgendwann legt jemand tatsächlich die Platte auf den Plattenspieler und lässt sie eine Weile laufen. Gelegentlich macht es den Eindruck, als hätte das ganze Vor-geplänkel ein Ende und es würde endlich richtig losgehen, doch sobald das passiert,



werden schlagartig sämtliche Bemühungen eingestellt und stattdessen laufen bizarr chaotische Videos untermalt von wirrem Gedudel. Auf die Unruhe, die sich im Publikum breitmacht, reagiert die Band mit zunehmend aggressiven Provokationen, bis sie schließlich bekommt, was sie will. Zuerst fliegen Flaschen, dann Stühle, dann wird die Bühne gestürmt, die Videoleinwand heruntergerissen und das Equipment heruntergekippt. Die Bandmitglieder rennen um ihr Leben und schaffen es in letzter Minute, sich in Sicherheit zu bringen. Es ist ein Wunder, dass niemand ernsthaft verletzt oder gar getötet wird.

Doch werfen wir mal einen Blick auf das, was in diesem Jahr von Künstlern, die man bis dato der Rockmusik zurechnete, auf den Markt geworfen wird: Da gibt es »Rapture« von **Blondie**, *Computerwelt* von **Kraftwerk**, »Tainted Love« in der Coverversion von **Soft Cell**, *My Life in the Bush of Ghosts* von **Brian Eno** und **David Byrne**, »Don't You Want Me« von **Human League** und darüber hinaus die Debütsingles von **ESG** und **Liquid Liquid**, »Do the Du (Casse)« von **A Certain Ratio**, während die **B-52s** die Veröffentlichung ihres neuen Albums *Mesopotamia* auf das nächste Jahr verschieben. All diese Musik lässt sich problemlos in einen Mix mit »Nightclubbing« von **Grace Jones**, »Controversy« von **Prince**, »Square Biz« von **Teena Marie** oder »Super Freak« von **Rick James** integrieren – oder den Tracks von Künstlern wie **Afrika Bambaataa**, **Grandmaster Flash** und den **Treacherous Three**.

Doch nicht nur die Musik scheint von einem Transformationsprozess erfasst zu sein, die ganze Stadt steht vor einem grundsätzlichen Wandel. Über Jahre hinweg – eigentlich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs – wurde sie immer mehr den Armen überlassen, während alle, die es sich halbwegs leisten können, in die Vororte ziehen. Ganze Straßenzüge sind nahezu menschenleer, ganze Häuserblocks abgefackelt, und immer wieder bricht irgendwo Feuer aus. Die Gegend östlich der Avenue B sieht aus wie vom Krieg verwüstet, und passenderweise eröffnet gerade jetzt auf der First Avenue eine Bar mit dem Namen Downtown Beirut. Der öffentliche Dienst steht kurz vor dem Kollaps, die Straßen sind dreckig und mit Müll übersät; an der gesamten Lower East Side parken kaum noch Autos, sodass viel Platz für geklaute Wagen bleibt, die hier einfach abgestellt und angezündet werden. Etliche Taxifahrer weigern sich schlichtweg, Ziele östlich der Avenue B und südlich der 14th Street anzufahren. Gut möglich, dass ihr zumindest einen Teil des Winters ohne Heizung zugebracht habt. Die Drogenszene ist außer Kontrolle; Heroin und Kokain sind so billig wie nie und problemlos aufzutreiben, und jede Menge Leute, die es eigentlich besser wissen müssten, hängen irgendwann an der Nadel. Manche von ihnen gehen dabei drauf. Freunde beklauben sich gegenseitig; Bands lösen sich auf, weil ihre Mitglieder das Equipment versetzen. Man hört mehr Geschichten dieser Art als über Raubüberfälle auf offener Straße. Außerdem ist 1981 das Jahr, in dem zum ersten Mal eine neue Art von Krebs auftaucht, von der hauptsächlich schwule Männer betroffen sind – anfangs nur ein paar Dutzend.

Dessen ungeachtet ist die Stadt aber der ideale Ort für Künstler und Musiker und junge Leute, die das Leben kennenlernen wollen, ohne sich dabei um althergebrachte Sitten und Gebräuche, Konventionen und manchmal sogar den gesunden Menschenverstand zu kümmern. Wohnungen sind billig, man kann ein Apartment für weniger als zweihundert Dollar im Monat mieten, Möbel und Klamotten in Secondhandläden kaufen, einen Job in einem Buch- oder Plattenladen ergattern, der es einem erlaubt, die anfallenden Rechnungen zu zahlen, Leute kennenzulernen

und sich außerdem am Inventar zu bedienen. Übungsräume sind spottbillig, solange man sich von der Eiseskälte im Winter und der Gluthitze im Sommer nicht beeindrucken lässt. Es gibt zig Clubs, in denen ihr auftreten könnt – für jede Stilrichtung mindestens einen –, und wenn euch niemand einen Plattenvertrag anbietet, lasst ihr einfach eine Single auf eigene Rechnung pressen, ohne dass ihr euch dafür finanziell ruinieren müsst. Die Flyer für eure Konzerte macht ihr im Copyshop, klebt sie an die mit Brettern vernagelten Schaufenster leer stehender Ladenlokale oder die kommerziellen Plakatwände neben den kleinen Lebensmittelläden, die es an jeder Ecke gibt. Vielleicht sind eure Flyer sogar so gut, dass nicht nur eure engsten Freunde auftauchen. Auch wenn ihr insgeheim darauf hofft, einen Superhit zu landen, seid ihr euch trotzdem im Klaren darüber, dass ihr vermutlich niemals Geld mit eurer Musik machen werdet. Selbst wenn ihr einen Plattenvertrag an Land zieht und auf Tour durch die Collegestädte der USA oder Skandinavien geht. Hunderte von Bands, die einen Auftritt in einem der Donwtown-Clubs vorweisen können, werden diese Tour exakt einmal durchziehen, und sich anschließend auflösen, wegen Geldstreitigkeiten oder ideologischer Differenzen. Oder sie ändern die Besetzung wegen »charakterlicher Unvereinbarkeiten«. Schlagzeuger sind selten und heiß begehrt – manche Bands wiegen ihr Gewicht in Dosenbier auf.

Doch das ist alles kein Drama, denn Scheitern ist erlaubt. Man kann einfach die Stilrichtung oder den Namen wechseln – und zwar immer wieder. Man kann sich zusätzlich noch aufs Malen verlegen oder Super-8-Filme drehen und sehen, ob man damit vielleicht Erfolg hat – und wenn nicht, dann probiert man etwas anderes. Es lässt sich ganz gut leben im Erdgeschoss der sozialen Pyramide, auch weil man weiß, dass ein Sprung aus dem Fenster nicht allzu schmerzhaft enden würde. Möglicherweise gibt es Leute, die tatsächlich Karriere machen wollen, aber die halten, was das betrifft, die Klappe. All jene, die lieber in einer weniger unsicheren Umgebung wohnen oder von einem luxuriöseren Leben träumen, sind vermutlich schon vor Jahren nach Westen gezogen. Und doch scheint eine Spur von Hysterie in der Luft zu liegen. Immer wieder hört man Leute sich beschweren, wie sehr das Leben am Abgrund sie mitnimmt. Solche Sprüche hat man vorher nie gehört. Die jungen Leute, die früher von irgendwoher nach Lower Manhattan zogen, merkten ziemlich schnell, dass sie in eine Wohngegend aus Familien und alten Leuten geraten waren – meist aus der Ukraine, China oder von der Dominikanischen Republik. Und dass diesen Menschen die künstlerischen Ambitionen und romantischen Randexistenz-Fantasien ihrer neuen Nachbarn herzlich egal waren, weshalb man ihnen am besten mit Diskretion und Respekt begegnete. Doch jetzt tauchen immer mehr Leute auf, die ihren vermeintlichen Revieren merkwürdige Markennamen verpassen – Alphabet City zum Beispiel – gerade so, als würden sie schon mal Marketingkonzepte entwickeln für den Abenteuerspielplatz ihrer frühen, wilden Jahre.

Mag sein, dass es noch keiner merkt, doch die Dinge werden sich drastisch ändern, und zwar bald. Demnächst, vielleicht nächstes Jahr, wird das Haus, in dem du wohnst, von einem Spekulanten gekauft, der es an jemand anderen verkauft, und dieser verkauft es wiederum an jemand anderen, bis der Preis sich verzehn- oder verzwanzigfach hat. Und irgendwann wird der Käufer Anstrengungen legaler und illegaler Art unternehmen, um dich aus deiner Wohnung zu kriegen, nachdem er so viel investiert hat und weiß, dass die Summe der Mietzahlungen niemals ausreichen wird, um seine Kosten zu decken. Und wenn ihm das gelungen ist, wird er